

# In der Nische

Wie Ostdeutschlands Journalisten die Wende überlebten / Von Rolf Schneider

**W**ann immer Klaus Wilczynski vor dem Herbst 1989 zu Nahostfragen das Wort ergriff, befahl das kleine Häuflein der in Ost-Berlin lebenden Juden Gefühle von Panik und tödlicher Angst.

Wilczynski war außenpolitischer Kommentator der *Berliner Zeitung*. Seine DDR-konformen Schmähungen des Staates Israel und der zionistischen Bewegung erinnerten in Schneid und Schärfe an antisemitische Auslassungen von Nazis.

Die *Berliner Zeitung*, sowjetisch lizenziert, war jahrzehntelang Organ der Ost-Berliner SED gewesen. Dann wurde sie vom Hamburger Verlagsriesen Gruner + Jahr übernommen. Noch immer darf in diesem Blatt Klaus Wilczynski schreiben, sogar über Probleme in Nahost, nur finden sich bei ihm kaum mehr Tadel des jüdischen Staates. Dafür werden die früher gehätschelten Araber geschmäht.

Die atemberaubende ideologische Kehrtwende eines einstigen SED-Top-Journalisten ist paradigmatisch, und seine fortdauernde Beschäftigung beim angesehensten Tageblatt auf dem Territorium der einstigen DDR ist es auch.

Die Wende verband sich mit verschiedenen Übergängen, mit Verbiegungen jetzt nach Verbeugungen früher, mit nahtlosem Übergleiten oder – seltener – mit abruptem Stopp.

In der alten DDR gab es 40 täglich erscheinende Printmedien, mit einer Gesamtauflage von zehn Millionen Exemplaren. Dies bedeutete, umgelegt auf die Gesamt-

zahl der Bevölkerung: Ein Tageblatt kam auf etwa zwei Erwachsene (in der alten Bundesrepublik lag die Relation bei 1:3). Nicht mitgerechnet wurden hier die Wochen- und Monatsblätter verschiedener Couleur: 540 Titel in zusammen 30 Millionen Exemplaren.

Zudem betrieb die DDR zwei Fernsehprogramme und vier Hörfunkketten mit Unterprogrammen. Insgesamt waren in Honeckers Arbeiter-und-Bauernstaat 11 000 Journalisten tätig.

Ihr Berufsbild war scharf konturiert. Die Presse in realsozialistischen Ländern sollte ein „kollektiver Agitator, Propagandist und Organisator“ sein, im Dienst und zum Vorteil der kommunistischen Staatspartei. Hierbei handelte es sich um eine Definition Lenins. Mit der von Stalin erfundenen Direktive eines „Transmissionsriemens“ verkam die sowjetische Publizistik zum Erfüllungsgehilfen einer diktatorialen Staatsraison.

Die DDR war ein Geschöpf der Sowjetunion. Sämtliche Moskauer Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens standen in Ostdeutschland zwanghaft Modell, und wenn es keine deutschen Journalistensäuberungen sowjetischen Ausmaßes gab, so des-

wegen, weil Stalin inzwischen verstorben und das parteiinterne Abschlichten obsolet geworden war. Rudolf Herrnstadt, Chefredakteur des Parteiorgans *Neues Deutschland* (ND), sah sich für seine politischen Keckheiten bloß nach Merseburg verbannt, ins dortige DDR-Staatsarchiv.

Das Blatt, das er verwaltet hatte, wurde in der Folge noch ein wenig trübseliger, wie überhaupt die DDR-Presse sich auszeichnete durch besondere Glanzlosigkeit und besonders quälende Langeweile.

Die Pflichten eines kollektiven Organisations, Agitators und Propagandisten, in die sich jeder DDR-Journalist eingewiesen sah, waren, wie vieles im realen Sozialismus, ein hochgemutes Ziel, das sich nur ausnahmsweise und selbst da bloß formal erreichen ließ. Die angestrebten politischen Überzeugungsabsichten griffen bevorzugt daneben.

Die immer wieder vollführten Schwenks der politischen Führung beschädigten auf die Dauer selbst gutwillige Charaktere. Die aufgenötigte Sprachregelung vergrätzte die Leser und deformierte die Schreiber. Aufs Ganze gesehen, war der DDR-Journalismus ein von Opportunismus, Frustration und Dummheit heimgesuchtes Geschäft.

Für sensiblere Gemüter existierten Nischen. Journalisti-

D. KONNERTH / LICHTBLICK



sche Mitarbeiter einer DDR-Postille für Briefmarkensammler oder Ornithologen durften es mit der knappen Beteuerung im Editorial, der Marxismus-Leninismus sei eine unbesiegbare Wissenschaft, üblicherweise belassen und sich danach exklusiv ihrem eigentlichen Gegenstande zuwenden. Staatsnähe, der DDR-offizielle Begriff lautete „Parteilichkeit“, war überall gefordert. Die Möglichkeit, sie vorzuweisen, war höchst unterschiedlich gegeben.

Auch das *Modejournal* gehörte zu den Nischen, aller geforderten Parteinarbeit für die volkseigene Bekleidungsindustrie zum Trotz, und das Gros der wissenschaftlichen Gazetten sowieso. Man verlegte Blätter, die dem bloßen Entertainment zugedacht waren, wie der ostdeutsche Playboy-Verschnitt *Das Magazin*, und sogar kritischer Recherche-Journalismus oder Satire waren erlaubt: irgendwie.

Bei Enthüllungen mußte freilich die allerhöchste Absicherung eingeholt werden, und viel mehr als lokale Mißstände wurde selten beredet. Die Satire hatte ihr eigenes zentrales Publikationsorgan, *Eulenspiegel*, auch er strikt dem sowjetischen Vorbild nachgeahmt, dem Moskauer *Krokodil*. *Eulenspiegel* durfte DDR-Kritisches in vorsichtiger Dosierung und bei gleichzeitig schriller Schelte des Klassenfeindes bedienen. Der Grat, auf dem sich das Blatt bewegte, blieb schmal und tückisch. Die Empfindlichkeit der Parteiführung war immens, und bei kaum einer anderen DDR-Gazette erfolgten personelle Wechsel in der Chefredaktion ähnlich oft wie bei dieser „Zeitschrift für Satire und Humor“.

Ein einziger publizistischer Sektor der alten DDR blieb von derlei Vorgängen fast unberührt: die Presse der großen Religionsgemeinschaften. Hierbei handelte es sich um unscheinbare Mitteilungsblättchen, die interne Nachrichten brachten und etwas Erbauung. Der Umfang war dünn, und der Druck war lieblos. Unter den Forderungen nach Staatstreue duckte man sich gelenkig hinweg, und ergaben sich dennoch Reibungen, konnte es geschehen, daß im Titelblatt eine provozierend leere Stelle erschien: Der staatliche Zensor hatte einen Text gekippt.

Wer beruflichen Ehrgeiz hatte und einigen Anspruch ans materielle Leben, widmete sich der Publizistik. Der übliche Weg dorthin war das Studium an der Fakultät und späteren Sektion Journalistik, einer Einrichtung der Karl-Marx-Universität Leipzig.

Strukturiert wie irgendeine Journalistenschule, bestand ihr Hauptzweck in einer gnadenlosen ideologischen Ausrichtung mit akademischen Mitteln, und mehr noch als Handwerkliches wie Seitenumbruch oder Interview-Technik erlernte der Student die allgemeinen Aufgaben des sozialistischen Pressewesens und die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus in ihrer jeweils aktuellen Form.

trübseligem Leninistendeutsch, Professor Hermann Budzislawski, langjähriger Leiter der Leipziger Einrichtung. Eigentlich hatte er eine honorifique Biographie hinter sich, und sehr viel früher hatte er sich auch mitteilen können: Er war, während seiner Prager und Pariser Emigration, Chef der dorthin ausgelagerten *Weltbühne* gewesen, jenes zuvor von Jacobsohn,

Tucholsky und Ossietzky redigierten Intellektuellenblatts. Wie und was er jetzt über seine Lehrtätigkeit redete, war die reine deprimierende Wahrheit.

Nach dem Titel des 1978 im Westen erschienenen Erinnerungsberichts ihrer Studentin Brigitte Klump trug die Journalistenfakultät den Spitznamen „Rotes Kloster“. Zu den prominenten Zöglingen der Anstalt gehörten der Lyriker Reiner Kunze ebenso wie Klaus Höpcke,

erst Feuilletonchef des *Neuen Deutschland*, später DDR-Buchminister und noch später LL-PDS-Fraktionschef im thüringischen Landtag von 1990. Jeder Absolvent durfte, wichtig in der titelsüchtigen DDR, fortan den offiziellen Rang eines Diplom-Journalisten beanspruchen. Er wurde eingefädelt in eine von vielen ostelbischen Redaktionen.

Dort galt als ein wichtiges Prinzip des Überlebens und Fortkommens das genaue Einhalten der Sprachregelung, ausgegeben in den Redaktionskonferenzen, deren Leiter sie seinerseits aus einer Veranstaltung namens Argumentation bezog. Die wurde von den Bezirksbehörden der Partei besorgt, der das Blatt gehörte, und es verfuhr die kleinen Blockparteien CDU, LDPD und NDPD darin ebenso kleinlich wie die große SED, manchmal kleinlicher.

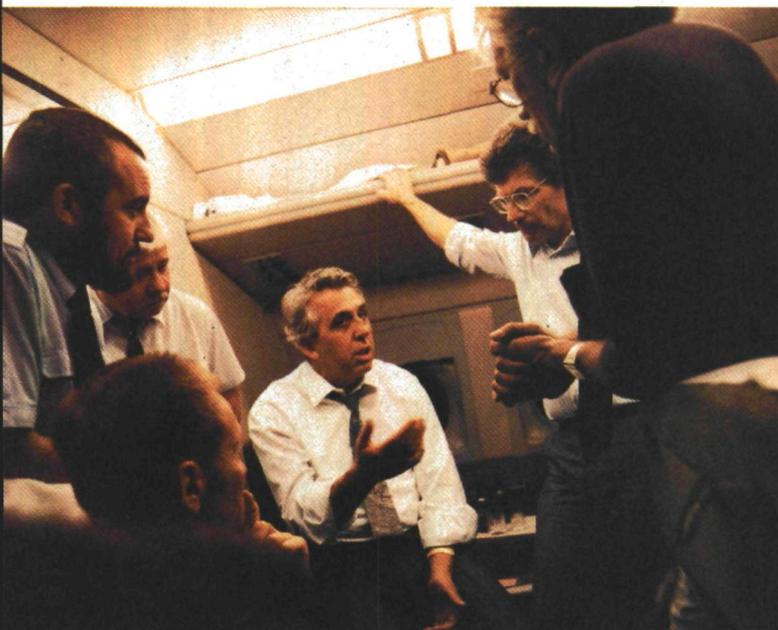
Eine klassische Vorschrift des herkömmlichen Journalismus, die strikte Trennung von Meldung und Kommentar, war vorsätzlich außer Kraft gesetzt. Sie galt als pseudo-objektiv und bürgerlich. Pressearbeit hatte ständige politische Überzeugungsarbeit zu sein, und derart bot die gewöhnliche DDR-Zeitung, genau besehen, nicht viel mehr als eine Anhäufung von Leitartikeln.

Das Klima in den meisten Redaktionen war schlecht. Es herrschten die Bräuche von Unterwerfung und Anpassung, ständig lauerte das Mißtrauen, immerfort gab es die Bereitschaft zur Denunziation: Dies



ND-Chefredakteur Herrstadt  
Ins Staatsarchiv verbannt

STUTZ-HERRNSTADT



China-Reisender Krenz (M.), DDR-Journalisten (1989)  
Aufgenötigte Sprachregelungen, deformierter Schreiber

THOMAS BILLHARDT

„Erstens mußten die Zeitungen, Zeitschriften und andere Organe der öffentlichen Meinungsbildung als Instrumente des Klassenkampfes in ihrer historischen Entwicklung erforscht werden, und zweitens waren die neuen, nämlich in der Gegenwart sich entwickelnden Formen und Methoden der Journalistik zu studieren, so daß die im einzelnen gemachten Erfahrungen verallgemeinert und schließlich auf Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt werden konnten.“ So formulierte es, in

nannte sich Wachsamkeit und galt als revolutionäre Tugend.

Pannen geschahen, wie überall in der DDR, so auch hier. Redakteure kehrten von einer Dienstreise ins westliche Ausland nicht zurück, und von den Daheimgebliebenen brach der eine und andere sich das Genick durch Leichtfertigkeit oder Tölperei. Manche Karriere konnte schon durch einen Druckfehler beendet werden.

Oder es geschah, daß ein leichtsinniger Redakteur die exklusive Meldung von einer bevorstehenden DDR-Rentenerhöhung ins Blatt hob. Die Sache war freilich noch längst nicht beschlossen. Da fielen die positiven Reaktionen des Publikums so gewaltig aus, daß die Staatsführung gar nicht umhin konnte, die Maßnahme durchzuführen. Die Handlung des Redakteurs wurde zur provokativen Nötigung erklärt, und der Mann erhielt seine fristlose Entlassung. Er trat einen melancholischen Weg an durch Arbeitslosigkeit, Isolation und Verfemung, bis er in der Nervenheilanstalt verschwand.

Die Frage, wie eine derart strukturierte Presse auf ihre Konsumenten wirke, ist oft gestellt worden: von den Machern, von ihren Auftraggebern und von Beobachtern jenseits der Grenze.

Ganz allgemein darf gelten, daß die Wirkung zumeist beträchtlich überschätzt worden ist. Für die Verantwortlichen in Ostdeutschland hatte das mit ihrer verzweifelten Selbstachtung zu tun. Die Leute im Westen betrieben eine aus Unkenntnis herrührende Dämonisierung. Auf entsprechende Fragen hätte damals jeder einigermaßen nachdenkliche Mensch aus der alten DDR mitgeteilt, er nehme das öde Gewäsch in den DDR-Gazetten überhaupt nicht zur Kenntnis, vielmehr beziehe er seine Informationen aus Radio und Fernsehen der Bundesrepublik. Dies war zweifellos zutreffend und doch auch eine Selbsttäuschung.

Die ständige Indoktrination zeigte nämlich eine gewisse Wirkung. Spätestens seit dem 9. November 1989 weiß die Welt, daß die Leute auf dem Territorium der früheren DDR eine eigene kollektive Mentalität besitzen. An ihrer Herstellung, an diesem Zusammengehörigkeitsgefühl war die alte DDR-Publizistik beteiligt.

Die Zeit zwischen November 1989 und Oktober 1990 wurde zur interessantesten



THOMAS BILLHARDT

#### Libanon-Reisender v. Schnitzler (M.), Gastgeber (1974): Demission vor der Kamera

Periode der gesamten DDR-Publizistik: aufregend, bunt, kurzatmig. In den Redaktionen begann die Selbstreinigung. Besonders kompromittierte Figuren wurden entsorgt. Die Zensur fiel fort, selbst die innerredaktionelle.

Am nachhaltigsten teilten sich dem Publikum diese Veränderungen anhand des DDR-Fernsehens mit. Es war zuletzt das publizistische Lieblingsspielzeug der Politbürokraten gewesen, in seiner Berichterstattung ebenso verlogen wie langweilig. Dann kam es zur Live-Übertragung der spektakulären Massenkundgebung auf dem Alexanderplatz, am 4. November 1989. Sie war der Befreiungsschlag.

Der alte Intendant, Heinz Adameck, wurde gefeuert. Die Demission des unbeliebten Chefkommentators Karl-Eduard von Schnitzler war bereits vor laufender Kamera geschehen. Eine

unverbrauchte Crew, ursprünglich berufen, die DDR-Jugend an Honeckers SED zu gewöhnen, betrieb einen kecken Recherche-Journalismus. Höhepunkt war ihr ungenehmigtes Eindringen in das Bonzenghetto Wandlitz.

Man probierte neue Formen und Formate. Freilich, manche Stimme, die jetzt den Aufbruch in die Demokratie bejubel-

te, hatte man noch deutlich im Ohr: von ergebnen Kommentaren zum letzten SED-Parteitag oder zu einem anderen staatstragenden Begängnis. Das schuf Irritation und schmälerte die Wirkung. Der Journalist Henryk Goldberg hat sich damals zu seiner Zunft geäußert:

„Wir haben doch alle mitgemacht. Jeder auf seine Weise und mit seinem Motiv. Und das ist... im besseren Falle eine merkwürdige Mischung von Engagement und Opportunismus gewesen, die Balance beider mag ein jeder für sich bestimmen, allein und leise... Es kann doch nicht sein, Freunde, daß wir wieder mal nichts gewußt haben. So gar nichts, so überhaupt nichts. Den Satz haben wir doch unseren Eltern schon empört zurückgegeben... Warum klären wie nicht auch mal dieses auf: Meinen Artikel hat nicht Joachim Herrmann geschrieben, kein Bundes- und Parteivorstand und auch kein Zentralrat der FDJ nicht. Den habe ich geschrieben, eigenfingrig, eigenköpfig. Und sagt nicht: unter Protest. Denn unter den Beiträgen standen Namen, nicht Proteste.“

Solch selbstkritischer Rigorismus blieb selten: auch weil er für den Betreiber virtuell schädigend war. Die meisten entsannen sich lieber des einen oder anderen Textes ihrer Feder, den der Chefredakteur einmal aussortiert hatte, aus Platzgründen, und der sich nun als Ausweis für Unbotmäßigkeit, Widerstand und Verfolgung anbot. Man schrieb die turbulenten Monate der untergehenden DDR. Damals jagten 16 Millionen Opfer 16 Millionen Täter.



**Fernsehintendant Adameck**  
Verlogenes Programm

Von den alten DDR-Zeitungstiteln starb jetzt einer nach dem anderen, und bei den verbliebenen zeigte sich, daß die Redaktionsstäbe völlig überbesetzt waren. Die Selbstreinigung mündete bald in einen Verdrängungswettbewerb mittels wechselseitiger Denunziation.

Die Pressekonzerne des Westens stürmten ins Land. Sie akquirierten die meisten Erzeugnisse und machten sich das dort tätige Personal untertan, kommerziell wie geistig. Weiterhin starb einiges weg, und was schließlich blieb, waren vor allem jene Bezirks-Tageszeitungen, die sich vormals in SED-Besitz befunden hatten.

Diese nostalgische Laune des lesenden Publikums zwischen Elbe und Oder wurde zu einer der großen Überraschungen nach der Einheit. Sie ähnelt der Nibelungentreue ostdeutscher Zigarettenraucher gegenüber ihren alten Marken – wunderlicher Ausweis einer speziellen ostdeutschen Identität.

Umgekehrt sind die dort tätigen Journalisten in Art und Beschaffenheit nicht viel anders als das Volk, aus dem sie kamen und für das sie schreiben. Es gab eine Minderheit der aus Fanatismus oder Überzeugung handelnden Enragés. Es gab eine noch viel kleinere Minderheit der aktiven politischen Gegner. Es gab die große Masse einer teils willigen, teils unwilligen Mitläuferschaft. Als sich das Mitlaufen nicht mehr lohnte, zündete man Kerzen an, ging auf die Straße, und der alte Staat brach fort.

Von den einst 11 000 DDR-Journalisten ist inzwischen ein Gutteil dechargiert, aus Alters- oder aus Altlastgründen.

Die anderen kamen wieder unter. Bei publizistischen Betrieben im Osten gilt die Regel, daß die Geschäftsführung aus der Altbundesrepublik stammt und das generelle Sagen hat. Die Kleinarbeit wird von ehemaligen DDR-Kadern geleistet. Im Durchschnitt besteht in den Redaktionen ein Ost-West-Verhältnis von 9:1.

Derart findet sich manch einstiger Polemiker gegen die Freiheitlich-Demokratische Grundordnung wieder als deren flammender Verteidiger. Journalisten, auf dem Roten Kloster geschult in Antiimperialismus und Klassenkampf und bis 1989 in diesem Sinne tätig, werkeln heute für die konservativen Verlagshäuser Springer und Burda.

Wie darf man ihren Gesinnungswechsel qualifizieren? „Wenn einmal die Rechnung aufgemacht wird, wer und was dieses Land so um und um gewandelt hat“, sagte schon 1990 Henryk Goldberg, „da wird unser wohl kaum sonderlich gedacht sein. Oder auf eine Weise, die uns nicht sehr gefallen wird.“

Korrespondenten aus den alten Bundesländern wissen zu erzählen, in Landespressekonferenzen zwischen Schwerin und Erfurt ließen sich die einstigen DDR-Schreiber sofort ausmachen durch ihr besonderes Verhalten. Gehorsam notierten sie alles Gesagte. Anderntags erscheint es dann als unreflektierte Hofberichterstattung. Woraus folgt: Wem einmal das Rückgrat brach, dem wächst es auch unter veränderten Zuständen nur selten wieder zusammen, und selbst bei sehr unterschiedlichen Herrschaften bleiben Gehorsamsgebärden immer gleich.

Es gibt einstige DDR-Journalisten, die im postkommunistischen Deutschland Karriere machten vermöge ihrer Begabung, wie Jutta Voigt, Christoph Dieckmann und Alexander Osang. Daneben gibt es das Heer der namenlosen Lokaljournalisten, die, eher schlecht bezahlt, über Grundsteinlegung, Feuerwehrball und Goldene Hochzeit berichten. Beim abendlichen Bier murren sie dann, die Verhältnisse von Subordination und innerredaktioneller Zensur hätten sich seit den Tagen der alten DDR kaum geändert.

Das mag sogar sein. Es läge, wo es denn zutrifft, gleichermaßen an den Machern wie an den Medien wie an deren Publikum. Die ostdeutschen Regionalzeitungen geben sich heimattümlich. Sie verschmähen den Blick auf den großen Zusammenhang und nähren lieber das politische Vorurteil. Ihr Stil kommt intellektuell bescheiden, muffig und witzlos. Auf verstörende Art ähneln sie den bundesdeutschen Provinzblättern zu Zeiten der Adenauer-Restauration.

Moral? Gibt es sie denn und wie ist sie beschaffen? Welche Skrupel soll ein vormals SED-treuer Publizist in Thüringen empfinden, wenn er sich die atemberaubende Karriere des CDU-Landespolitikers Althaus vom eifrigen Margot-Honecker-Adepten zu Bernhard Vogels Lieblingsminister besieht?

Auch darin ähneln die Ex-DDR-Journalisten ihrem Publikum, daß sie den Vorteil suchen und Widerständen lieber ausweichen. Er habe gern in der DDR gelebt, sagt mit freundlichem Zynismus und ohne ein Zeichen von schlechtem Gewissen der Radiojournalist Mathias Wedel, früher Stasi-Spitzel und heute als Rowohlt-Autor erfolgreich.

Wann findet ein Gesinnungswechsel aus ehrlicher Überzeugung statt, wann aus bloß materiellen Motiven? Und müssen geschäftliches Interesse und gewandelte Überzeugung einander in jedem Falle widersprechen?

Nur wer sich ändert, bleibt sich treu, dichtete der in Sachen Gesinnungswechsel erfahrene Wolf Biermann. Er schuf mit dieser Zeile, wissenschaftlich oder nicht, eine prinzipielle Rechtfertigung für den Opportunismus. Der ist neben der Trunksucht des Journalisten häufigste Berufskrankheit, und das klassische Romanwerk über sein Gewerbe, Maupassants „Bel ami“, erzählt beispielhaft die Geschichte eines Zeitungsmannes, der lediglich eine Moral

**Schneider, 62, ist Schriftsteller und lebt in Schöneiche bei Berlin**



DDR-Presse (1988 in Ost-Berlin): Anpassung und Unterwerfung